Der Fall Brangwyn.

(Kriminalroman von David Christie Murray.)

(24. Fortsetzung.)

Der Fall Brangwyn.
Der Mörder flüchtig.

So zitterten seine Hände, daß er sich die Zeitung auf die Knie legen mußte, um lesen zu können. Die Zeitung war der Rekord, und ihre Spalten enthielten die Schilderung der formalen Verhandlung vor dem Londoner Kriminalgericht, in der die Anklage gegen Aloysius Brangwyn erhoben wurde. Alexis las den Bericht langsam durch, Wort für Wort, und saß dann stundenlang in dem Lehnsessel zusammengekauert, mit blöden Augen vor sich hinstarrend. Alt und gebrochen sah er aus. Die Chemikalien hatten schon längst ihre Arbeit getan und Haar und Bart waren ihm schneeweiß geworden, aber auch sein Gesicht war jetzt dasjenige eines alten Mannes, fahl, verhärmt, müde.

Stunde auf Stunde verging. Der müde Mann im Sessel überdachte ganz still und ruhig und gleichgültig, welch' unerträgliche Bürde das Leben für ihn geworden war und wie töricht es wäre, es weiter zu leben. Keinen Augenblick Ruhe mehr. Fortwährend die quälende innerliche Angst, ein unbedachtes Wort zu sprechen — keinem Menschen mehr ins Gesicht sehen dürfen — entsetzt zusammenzucken, wenn ein Mann in Uniform an einem vorbeischritt — nein, es war wirklich nicht der Mühe wert. Dann diese entsetzlichen Träume und die fürchterlichen Bilder im Halbschlaf, die einen in den Nachtstunden quälten nach dem ruhelosen Tag voller Angst — die Reue — die peinigende Reue, die aus all' diesen Taschen voll Geld ein schales Nichts machte, fähig nicht einmal, eine einzige Stunde des Frohsinns zu erkaufen! Nein, es war nicht der Mühe wert . . .

Alexis Brangwyn erhob sich, nahm die Mappe mit dem Geld unter den Arm, bemerkte zu dem Hotelsekretär im Bureau, daß er einen Spaziergang zu machen gedächte, nickte dem Portier zu und schritt gleichgültig auf die Straße hinaus. Er durchwanderte das alte Städtchen, gleichgültig, kaum um sich sehend, kam auf die breite Landstraße . . . Was kümmerte es ihn, wohin der Weg führte! Die Gegend war öde. Stundenlang wanderte er dahin, bis er zu einer kleinen Wirtschaft kam und den Durst, der ihn quälte, mit saurem Landwein löschen konnte. Dann warf er ein Goldstück auf den Tisch und ging . . .

Der Wirt aber, dem das verstörte Wesen des Fremden aufgefallen war, telephonierte (die kleine Wirtschaft rühmte sich eines Telephons) an das Polizeibureau in Grasse, daß ein eleganter Herr bei ihm eingekehrt und auf der Landstraße weitergewandert sei. Ein Verrückter. Kein Wort habe er gesprochen, und seine Augen hätten furchtbar ausgesehen. —

Alexis aber folgte der Landstraße noch eine Meile weit oder zwei und setzte sich dann ermattet auf einem Fleck spärlichen Grases an der Straßenböschung nieder.

* * *

Binnen drei Stunden nach dem Empfang der Dokumente, die Alexis Brangwyn zum Mörder stempelten, durch den Chef der englischen Kriminalpolizei, war Detektivsergeant Holt nach Paris abgereist, denn eine Erkundigung bei dem nichtsahnenden Gervase hatte die Pariser Adresse des Verbrechers sofort ergeben. Ribot lachte, als er den alten Freund am Bahnhof abholte und sagte:

„Scotland Yards hat uns bereits telegraphisch benachrichtigt — interessante Sache, eh? Nein, wir haben ihn nicht — der Vogel ist bereits seit vier Tagen ausgeflogen. Erhielt ein Telegramm, und weg war er. Möchte wohl wissen, wer ihn gewarnt hat."

„Ich auch", sagte Holt grimmig.

Dann machten sich die beiden Freunde an die Arbeit. Ribot wurde dem englischen Kriminalisten zur Unterstützung amtlich beigesellt. Natürlich wurden sämtliche europäischen Hauptstädte und Hafenstädte telegraphisch benachrichtigt.

„Unser Freund spricht nur Französisch und Englisch?" fragte Ribot.

Holt nickte.

„Und Französisch wie ein Pariser?"

„Jawohl", antwortete Holt.

„Dann möchte ich annehmen," lächelte Ribot, „daß er entweder noch hier in Paris oder mindestens irgendwo in Frankreich sich aufhält. Sie werden mir gewiß darin beistimmen, daß im allgemeinen ein Verbrecher sehr dazu neigt, ein Land aufzusuchen, dessen Sprache er völlig beherrscht, wenn er überhaupt mehrere Sprachen spricht. Paris möchte ich vorläufig ausschalten. Meine Vermutung also geht dahin, daß Monsieur Brangwyn eine interessante kleine Reise durch unser schönes Frankreich macht."

„Sehr gut möglich", brummte Holt.

„In diesem Fall fürchte ich sehr, daß wir Monsieur Brangwyn den Spaß verderben werden", grinste Ribot. „Wir haben einen interessanten kleinen Meldeapparat hier in La France, etwas kompliziert, aber prachtvoll, und die interessante Einrichtung, daß bei Reisenden, die weder bekannt sind noch sich legitimiert haben, der Hotelsekretär oder der Portier eine kurze Personalbeschreibung auf den Meldezettel setzen. Wie meinen Sie? Ach nein, das kostet nichts. Wir Franzosen haben einen solchen Respekt vor der Polizei, daß wir ihr gratis helfen."

„Aber" —

„Sie begreifen noch nicht?"

„Nein."

„Nun, Monsieur Brangwyn reist entweder in natura oder er hat sich verkleidet, nicht wahr? Eh bien — wir telegraphieren sein richtiges Signalement überall hin. Wir telegraphieren ferner (der Mann mit seinen klassischen Gesichtszügen ist sehr leicht zu erkennen), daß abrasierter Schnurrbart, gefärbte Haare und dergleichen in Betracht zu ziehen sind."

Holt schüttelte zweifelnd den Kopf.

„Eh", sagte Ribot, „wir erzielen überraschende Erfolge mit dieser Methode. Das Anmeldesystem hat gewaltige Vorteile. Nun, Sie werden ja sehen!"

Nach einigen Tagen ergab es sich, daß ein Mann mit klassischen schönen Gesichtszügen, aber altersgebeugt, mit schneeweißem Haar und Bart, Frankreich unter den verschiedensten Namen durchreiste. Bald gab er diesen Beruf an, bald jenen, bald diese Heimatadresse, bald jene, bald nannte er sich einen Kaufmann, bald reiste er zu seinem Vergnügen, immer aber wieder tauchte in den Depeschen der alte Herr mit den klassisch schönen Zügen und den vielen Namen auf.

„Ich will nicht behaupten," lächelte Ribot, „daß wir ihn haben, aber ich möchte beinahe sagen, daß Sie sehr nahe daran sind, eine sehr niedliche Belohnung einzustreichen, Holt — wieviel war es doch, eh?"

„Etwa tausend Pfund!"

„Gratuliere — gratuliere!" . . .

Und die beiden Kriminalbeamten reisten in das Gebiet, aus dem „der alte Herr" zum letztenmal gemeldet worden war, nachdem sie arrangiert hatten, daß vom Pariser Zentralbureau sämtliche einlaufenden Nachrichten ihnen sofort nachgesandt wurden. So kam es, daß die beiden Herren in dem Städtchen Grasse eintrafen — in dem Augenblick, als ein gewisser Wirt der Umgegend dem Polizeibureau meldete, daß ein Verrückter auf der Landstraße umherirrte. Der erste Gang der Herren Ribot und Holt war nach dem Hotel, der zweite, als sie von dem Spaziergang hörten, auf die Polizei. Dort reimte man sich zwei und zwei zusammen und konstatierte, daß auch der angebliche Verrückte schneeweißes Haar und Bart habe, denn der geschwätzige Wirt war ausführlich gewesen in seiner Meldung.

Fünf Minuten später jagte ein Automobil auf der Landstraße dahin, auf der Alexis Brangwyn verzweifelt und verlassen dahingewandert war vor wenigen Stunden. Einen Augenblick lang machte das Gefährt bei der Wirtschaft Halt. —

„He! Holla!"

„Messieurs?"

„Der Verrückte — wo ist der Verrückte?" schrie Ribot.

„Weitergegangen — jawohl, schnurgerade vorwärts — nein, hier ist er nicht wieder vorbeigekommen!"

Das Automobil sauste weiter.

Nach einer Fahrt von wenigen Minuten schrie Holt plötzlich:

„Da ist er!"

Mitten auf der Landstraße stand ein alter Herr, der dem Automobil mit seinen Insassen (Monsieur Duval, Chef der Polizei in Grasse, trug seine Polizeileutnantuniform) gelassen entgegensah. Das Automobil hielt mit scharfem Ruck. Ribot, Holt, der Leutnant sprangen zur Erde.

„Hands up, Brangwyn!" schrie Holt. „Hände in die Höhe!"

Der Verbrecher lächelte. Langsam hob er die Rechte und führte sie bedächtig zum Mund . . .

Holt hatte kaum das Fläschchen in der Hand Brangwyns gesehen, als er feuerte — zweimal — ein drittes Mal — in der Absicht, den Verbrecher an der rechten Hand oder am Arm zu verwunden, so daß er das Giftfläschchen im ersten Schmerz fallen ließ. Doch er verfehlte sein Ziel in der Aufregung.

Eine Sekunde später brach Alexis Brangwyn zusammen. Seine Glieder zuckten convulsiv, und dann lag er still da, tot. Ein Geruch wie von bitteren Mandeln oder zerstoßenen Pfirsichkernen erfüllte scharf und durchdringend die Luft — —

„Hände weg von dem Fläschchen!" rief Ribot. „Das Teufelszeug ist sogar schon durch seinen Geruch gefährlich. Riechen Sie ja nicht an dem Fläschchen, Holt!"

„Er hat den Galgen um sein Recht betrogen", brummte dieser.

Das war Alexis Brangwyns Leichenrede.

* * *

Ein Jahr war vergangen.

Mrs. Billery und Mr. Billery saßen gemütlich zusammen im kleinen Wohnzimmer des Häuschens mit der blütenumrankten Veranda, und Frau Billery redete ihrem Manne so geduldig und liebevoll zu, wie man einem kranken Pferde zuredet. —

„Noch ein wenig Salat, Hamilton?"

„Nein, danke."

„Einige Radieschen?"

„Nein, danke, Belle."

„Vielleicht noch ein wenig" — —

„Donnerwetter, Frau, ich kann aber nicht mehr!"

„Wirklich?"

„Aber beste aller Frauen, ich habe doch schauderhaft viel gegessen!"

Da lächelte die kluge Frau Billery, denn nun war sie überzeugt, daß ihr lieber Hamilton völlig gesättigt war und sich dementsprechend sehr wohl fühlen mußte. Und das war der Zeitpunkt, wo sie nach eingehenden Experimenten völlig einwandfrei festgestellt hatte, wo Hamilton den klugen Reden seiner Frau am geduldigsten und liebevollsten lauschte. Sie schenkte den Kaffee ein, zündete ihm eigenmündig eine Zigarette an und ging dann ans Werk:

„Hamilton!"

„Madame?"

„Hamilton, du hast mir doch schon oft gesagt, daß ich eine vorzügliche Heiratsstifterin sei?"

„Das hab' ich allerdings gesagt", grinste Billery. „Hab 's am eigenen Leibe verspürt!"

„Na also", lächelte Frau Billery befriedigt. „Du bist übrigens ein Schaf und weißt gar nicht, wie gut du es hast! Was ich sagen wollte: Ihrem Mann kann doch eine Frau sehr viele Dinge anvertrauen, die sie einem anderen Menschen um jeden Preis der Welt nicht sagen würde, nicht? Es gibt doch sehr viele Dinge" — —

„Massenhaft viel!" rief Billery und lachte laut auf.

„Na also" —

„Frau, tu' mir den Gefallen und sei nicht umständlicher, als für deine Zwecke absolut notwendig ist. Wenn du mir klipp und klar sagen wolltest, was es ist, das augenblicklich in deinem Köpfchen hin und her rumpelt, so würde dies eine wesentliche Zeitersparnis für uns beide bedeuten!"

„Na also" — Frau Billery atmete tief auf. „Das arme Mädel da droben, die aus lauter Unglücklichsein heute wieder mal schon um neun Uhr in die Federn gekrochen ist — — na, Lilian weiß endlich, wie es ihr ums Herz ist! 's ist kaputtgegangen! 's ist sehr schlecht behandelt worden! Aber ich glaub, es läßt sich wieder reparieren.... Und die Reparatur übernehm' ich! Hamilton, deine Frau gedenkt, ein bischen Heiraterei zu stiften!"

(Fortsetzung folgt.)

Wilhelm I. über Saint-Saens.

Es wurde berichtet, daß der bekannte französische Komponist Saint-Saens, der in Deutschland Ruhm und noch mehr Geld geerntet hat, sich in besonders gehässiger Weise gegen Deutschland geäußert habe. Da ist es wohl interessant, was Kaiser Wilhelm I. über diesen Herrn dachte. Als im Jahre 1886 der französische Komponist Saint-Saens, der kurz zuvor über das deutsche Volk und deutsche Musiker, im besonderen auch über Richard Wagner höchst geringschätzig sich ausgelassen und überhaupt sich als wütender Deutschenfresser gezeigt hatte, in der Philharmonischen Gesellschaft in Berlin in einem Konzert auftrat und es in demselben zu einem Skandal kam, äußerte der Kaiser, dem der musikalische General v. Beyer hierüber berichtet hatte, voller Unwillen: „Zweierlei ist mir hierbei unbegreiflich: Erstens, daß dieser Mann, der sich öffentlich rühmt, alles Deutsche sei ihm verhaßt, dennoch ohne zwingenden Grund nach Deutschland kommt, um hier Geld und Ruhm zu suchen. Zweitens begreife ich nicht, daß eine Musikgesellschaft diesen fanatischen Deutschenfresser in ihren Konzerten auftreten läßt — ja daß sie ihn nach Berlin eingeladen hat."

— Abfuhr. Russischer Leutnant: Wie ich mich auf den Einzug in Berlin und das dortige berühmte Nachtleben freue.

Nichtrusse: Glauben Sie denn wirklich, daß man den Gefangenen so viele Freiheiten gestatten wird?

„Verlegt." — Wollten Sie nicht noch in diesem Jahre ein Buch herausgeben, Herr Professor?

— Ist schon geschehen; ich hab' es verlegt, weiß nur nicht mehr bei welchem Verleger.

— Vermutung. A.: Denken Sie sich, der Taucher Grundmann ist nicht wieder hochgekommen.

B.: Ach, das war so ein hübscher Kerl — den werden wohl die Meerweiber festgehalten und totgeküßt haben.

Die Einberufung des Peter Zehentner.

Von Julius Bittner.

Der Peter Zehentner war ein Kleinhäusler in der Gegend um den Untersberg. Da das Aeckerlein, die kleine Wiese und der Wurzgarten ums Haus nicht langten, um ihn, seine Frau Theres und seinen kleinen Buben Michl zu ernähren, ging er ins Holz als Holzknecht und verdiente so ein wenig Geld dazu. Eine Geiß gab die Milch her, ein Schwein grunzte im Stall und heuer sollte gar eine Kuh gekauft werden. Nicht zu vergessen ist, daß der Peter einen heimlichen Stutzen besaß und gelegentlich ein Wildbret heimbrachte. Daran fand die ganze Familie nichts, denn alle Altvorderen waren auch Wildeln gegangen, und beim Wildeln ist bekanntlich nur das Erwischtwerden eine Schande, nicht das Bestraftwerden.

So lebte die kleine Wirtschaft dahin und das klare Wässerlein ihres Lebens rann bescheiden und gleichmäßig durch die Tage. Sie hatten sich lieb, ohne davon zu reden, weil das einem Bauernmenschen nicht ansteht, und da sie kaum ein anderes Leben kannten als das, welches sie und die Nachbarleute, die auch nicht reich waren, führten, so hatte sie auch eigentlich keine besonderen Wünsche, als höchstens den nach einer oder zwei Kühen. Und sogar der sollte gestillt werden, denn es war ein bißchen erspartes Geld da und mit einem Bauern war ein Abkommen getroffen worden wegen Pachtung einer Bergwiese. Auf selbiger war das Heu schon gemäht und in großen Bündeln eingebracht worden in den Stadel, so daß also die Kuh kommen konnte. An einem der nächsten Tage sollte der wichtige Gang angetreten werden, von dem der Vater die Kuh heimbringen sollte, welchem Ereignis die ganze kleine Familie mit Spannung entgegensah und das ihr ganzes Denken erfüllte. Der kleine Michl hatte sich auch schon mit einer Peitsche ausgerüstet und hütete damit in Ermangelung der noch nicht eingetroffenen Kuh ein paar große Steine, die vor grauen Zeiten der Untersberg in die magere Wiese hineingeschickt hatte und die nun seit vielen hundert Jahren dort, von wilden Rosen und Wacholder überwachsen, träg und dumm vor sich hinträumten. Auf dem Aeckerlein stand der Vater und häufelte die Erde um die Kartoffelpflanzen. Es war gegen Abend und aus dem Schornstein von Peters Hütte stieg ein dünner Rauch in die blaue Luft. Vom Walde her, der mit seinem rauhen Fichtenheerbann Peters Haus umstellt hatte, kam eine kühle Luft. Es war, wie immer dort, ganz still. Nur das Brünnlein rauschte in den Trog und vom Gewände her klang der Schrei eines Geiers.

Da geschah etwas, was sich schon lange Jahre her in dieser Gegend nicht zugetragen hatte. Ein Mensch lief. Lief auf dem schmalen steinigen Sträßlein, das Peters Haus mit der Welt, die er nicht kannte, verband. Der Peter ließ die Haue sinken, der Bub die Peitsche fallen, und beide starrten sprachlos auf den Mann, der da lief. Und nun ereignete es sich, daß besagter Mensch auch noch schrie, als er des Peters gewahr wurde. Schrie: „Einrucken, Zehentner! Der Kaiser tut Krieg führen gegen die Serben! Und der Ruff' soll auch kommen, sagen die Leut'! Und auch der Franzos'! Ich lauf', es allen einsagen, daß sie morgen einrucken müssen! Wer beim Militär war, muß mit! Du auch!" Er hatte schon gar keinen Atem mehr vom eiligen Lauf und stieß es nur so hervor. Dann wollte er gleich weiter. Der Peter hatte ihn nicht verstanden, denn er war nicht schnell mit dem Denken, und sagte: „Was soll ich, Holzer?" Darauf der noch einmal: „Einrucken zum Landsturm, morgen, ganz zeitlich in der Früh!" Und eilte weiter den Weg hinauf zu einem Kleinhäusler, der noch höher oben wohnte als der Peter. Dieser stand da und dachte ein wenig nach. Da fiel es ihm ein, daß er ja einmal gedient hatte, beim Regiment des Erzherzogs Rainer, und nun erinnerte er sich dieser ganzen Jahre, der Uniform, und auch sein strenger Hauptmann fiel ihm ein. Er begriff es aber noch immer nicht recht. Da trat seine Frau Theres aus der Tür und weinte. Nun wußte er es. In diesem Augenblick gab es ihm einen Stoß wider sein Herz und er mußte sich abwenden. Da weinte auch das Kind. Nach ein paar Atemzügen regte sich der Peter und griff mechanisch nach der Haue, die auf dem Boden lag, weil man sie doch nicht so daliegen lassen konnte. Wer weiß, wie lange der Krieg dauert! Mit schweren Füßen, die zögerten, den Ort zu verlassen, darauf sie gerade gestanden waren, schritt er gegen die Haustür zu. An der weinenden Frau, die den heulenden Buben an sich gezogen hatte, sah er vorbei und hing umständlich mit Geräusch die Haue an ihren Ort. Dann begann er zu sprechen. Aber die Worte wollten vorerst nicht aus der Kehle, weil sie so trocken war, als hätte er einen Tag lang Durst gelitten. Er sagte: „Da muß ich morgen zeitlich früh aufstehen, denn es ist ein weiter Weg." Nach einem kurzen Schweigen: „Was die Serben für Menschen sind, das weiß ich nicht. Aber die Russen sind ein böser Feind und von den Franzosen hat der Großvater erzählt. Der hat es von seinem Vater gehört. Die haben da in der Gegend grausam gehaust." Nun stieß die Frau hervor: „Nicht fortgehen von uns!" Darauf schrie er sie an: „Red' nicht so dumm! Wenn man muß... Da gibt's nichts." Nun raffte sie sich zusammen und wischte sich mit der Schürze die Tränen. Sie sagte: „Den Speck werd' ich dir mitgeben, der noch da ist, und vielleicht einen Käs'!" Dann ging er in die Stube, nahm seine Schuhe und begann sie zu putzen. Zu dem Buben sagte er: „Weißt, der Vater ist jetzt ein Soldat." Da freute sich der Michl, denn er hatte einmal Soldaten gesehen, die auf einer Uebung da waren, und fragte: „Wirst auch eine Büchsen haben?"

Denselben Abend, als das Kind schlief, lag der Peter bei seinem Weib und sprach leise zu ihr, wie er seit der Nacht nicht geredet hatte, da sie sein Weib geworden war. Es waren ungefüge und grobe Worte, aber Peters Herz schlug in jeder Silbe. Dann ordnete er sein Haus und befahl ihr sein kleines Eigen. Die Kuh solle sie nur kaufen und ihren Vater mitnehmen auf den Kauf. Der verstünde es schon. Sie solle nur den Kopf oben behalten, da werde es schon gehen. Ein wenig Geld werde er sich mitnehmen. Man müsse was bei sich haben, und über die Frage, ob er die graue oder braune Decke mitnehmen solle, schliefen beide ein.

Noch vor Tag erhob sich der Peter leise und ging vors Haus, um sich im Brunnen zu waschen. Es war ihm ganz feierlich zumute, und als er sich das kühle Wasser übers Haupt rinnen ließ, war es ihm, als bekäme er zum zweitenmal die Taufe. Er dankte in seinem Herzen der Quelle, daß sie ihn so lange Jahre her erquickt hatte, und empfahl ihr seinen Sohn. Dann fing er ein Gespräch mit den Fichten an, die um das Haus standen, und empfahl ihnen seinen Sohn. Und dann sah er auf zum Untersberg, auf dessen Haupt das erste Licht lag, und empfahl dem Untersberg seinen Sohn. Die ganze Heimat rief er auf für sein Weib und den Buben. In der Hütte war die Frau wach geworden und packte ihm ernst und schweigend den Rucksack. Dann setzten sie sich zum Tisch und taten so, als äßen sie. Es war aber kein Hunger in ihnen. Dann stand der Peter auf und trat an das Kinderbett. Seine groben Holzknechthände rangen sich ineinander zu einem stillen Gebet und lösten sich, um langsam ein Kreuz über das schlafende Kind zu machen. Einen kurzen Augenblick lang glitt Peters rechte Hand segnend über den kleinen blonden Scheitel. Dann küßte er sein Weib auf die Stirne und ging hinaus.

Bis in den Wald ging er wie ein steinerner Mann und hielt sich hart und wendete sich nicht um. Nur als sich der Weg schon zweimal gebogen und er ganz sicher wußte, daß man von hier das Haus nicht mehr sehen konnte, drehte er sich um und sah einen langen Blick in der Richtung nach seinem Hause hin. Dieses war der höchste und feierlichste Moment im Leben des Peter Zehentner, da er da mitten im Walde stand und betete.

Als er sich wandte, um weiter zu gehen, dünkte ihm die Gegend ganz verändert. Er kannte doch da jeden Stein und war den Weg vieltausendmal bei Tag und Nacht, im Regen und Sonnenschein, zur Sommerszeit und im Winter gegangen. Die Wand zur Linken war doch immer eine glatte Wand gewesen. Er wußte nicht, ob er träume oder wache. Die Wand hatte ein mächtiges Tor, durch das ein dunkler Gang in den Berg führte. Der Peter schritt hinein, als ob ihn unsichtbare Hände zögen. Obwohl es finster war, sah er, und sein Fuß stieß nicht ein einziges Mal gegen einen Stein, deren viele auf dem Boden des Schachtes lagen.

Auf einmal strich was an ihm vorbei, er vernahm Flügelschlag und die Luft fegte ihm ins Gesicht. Es waren zwei Raben, die vor ihm in den Berg flogen.

Indem der Peter weiterschritt, sah er ein Licht in der Ferne. Dieses ward größer und da stand der Peter endlich in einer gewaltigen Höhle, größer als der Dom von Salzburg, die von einem seltsamen bleichen Lichte wie von dem des Mondes übergossen war. Mächtige Tropfsteine hingen von der Decke und strebten vom Boden empor. Das da aber in der Mitte der Halle waren keine Tropfsteine. Dem Peter schlug das Herz gewaltig, als er näher trat. Da saßen in einem großen Ringe gewaltige Greise um einen riesenhaften Alten, der an einem kleinen steinernen Tischchen saß und regungslos vor sich hinträumte. Alle schwiegen und es rührte sich keiner. Man hörte nur einen gleichmäßigen leisen Glockenklang von Tropfen, die irgendwo fern im Dome aus dem Gestein fielen.

Der Peter getraute sich nicht weiter, sondern stand wie angewurzelt hinter einer Tropfsteinsäule.

Da atmete der Riese, der am Tische saß, tief auf, und es kam Leben in seine starren Augen. Dieses Atmen ging durch die ganze Runde, und alle Greise rührten sich ein wenig. Da sprach eine edle Stimme, die nur die Stimme eines Königs sein konnte, leise und traumverloren: „Fliegen die Raben noch immer um den Berg?"

In diesem Augenblick fuhren die beiden Raben, die Peter begleitet hatten, in die Halle und kreisten über dem Haupte des Riesen am Tische. Hinter ihnen fuhren hundert und aberhundert Raben in einem ungeheuren Strome den Gang herein und erfüllten die Luft mit dem Rasseln ihrer harten Flügel, daß es knatterte und prasselte wie von einem wilden Hagelschlag. Keiner der Vögel stieß sein mißtöniges Krächzen aus. Sie schwiegen und flogen, flogen nur immerzu, auf und ab durch die weite Halle. Die Raben waren in den Untersberg gekommen.

Da erhob sich der Greis am Tische und sprach mit einer Stimme, die Peter schauern machte: „Die Zeit ist da." Die gewaltigen Alten standen sich und streckten sich, als wären sie von einem langen Schlafe erwacht. Und es entstand ein Klirren von Erz und Eisen, denn sie waren alle gerüstet bis ans Kinn, in Kettenpanzern und Harnischen. Der riesenhafte Greis, welcher ihr König war, hob einen Schild vom Boden auf, der neben seinem Throne gelegen hatte. Da ging eine wilde Freude durch sein Gefolge und ihre Stimmen mischten sich in das Gedröhne der fliegenden Raben. Der Greis aber schritt langsam auf den Gang zu, der ins Freie führte; in feierlichem Zuge folgten ihm die alten Helden und kamen an Peter vorbei, der sich nicht rührte und nur schaute, schaute und schaute. Als die letzten vorüber waren, kam ein großer Mensch daher. Der trug nur Fell und eine Fellmütze auf dem Kopfe und einen langen Spieß in der Hand. Mit seinem Zottelbarte sah er fast aus wie ein Tier. Der Grobian schnauzte den Peter an: „Was machst du hier, du Maulaffe?" Darauf antwortete der Peter: „Gnädiger Herr, ich weiß nicht, wie ich da hereingekommen bin." Darauf der grobe Mensch: „Ich bin kein Herr, sondern ein Waffenknecht. Das könntest du schon sehen, du Bauernlümmel." Nun sagte der Peter: „Herr Waffenknecht, ich weiß nicht, was das ist." Jetzt schrie ihn aber der Grobe an: „Da sieht man, was du für ein Dummrian bist. Jetzt kennt er nicht einmal den Kaiser Karl." Da fuhr es dem Peter durch den Kopf und erinnerte sich der alten Sage, die unter den Leuten vom Untersberg ging.

So schloß er sich denn dem Zuge an und trottete still hinter dem groben Menschen einher. Als sie nun in das Licht der jungen Sonne kamen, da sah er, wie die Fichten ihre Zweige neigten vor Kaiser Karl dem Großen und wie die Rehe aus dem Walde traten und dem Herrn die Hände leckten. An Kaiser Karls Arme aber hing der mächtige Schild aus Erz, der in der Sonne funkelte und auf dem von Gold eine Schlange war, die sich in den Schwanz biß und die zwei ineinandergreifende Hände umrang, so ein Kreuz hielten.

So kamen sie an die Walser Heide, wo ein Strunk von einem uralten Birnbaum stand, der ganz verdorrt in die Luft ragte. Darunter war ein Felsenstein. Auf den trat Kaiser Karl, daß er weithin alles Land überragte, und seine Helden umringten ihn. Mit mächtigen Armen hing er seinen Schild an den Stamm des Birnbaumes, dessen Aeste sich in diesem Augenblick mit jungem Grün zu bedecken begannen, als wäre es Frühling. Der Kaiser breitete seine Hand segnend aus und rief: „Deutsches Volk und Land, von Meer zu Meer, von Berg zu Berg, sei geweiht und sei gefeit, sei gesegnet, sei gewappnet für den großen, heiligen Krieg. Dort aus dem Osten brüllt der Hunnensturm heran, von allen Seiten bellt der Neid. Da bin ich denn gekommen, Land meiner Liebe, aus meinem Berge, daß mit dir sei Caroli Schwert!"

Das breite Schwert flog aus der Scheide und die schweren Waffen der Gefolgen klirrten aneinander. Aus dem Boden quoll weißer Nebel, der alle kurze Zeit verhüllte. Dann aber gleich sah Peter, der auf den Knien lag, wie sie auf lichten Wolkenpferden nach allen Seiten der Windrose auseinanderstoben, Kaiser Karl aber mit lachendem Schwert kerzengerade in den offenen Himmel hinein...

Als dann nach der Zeit der Peter auf öder Steppe lag und eine fremde, staubige Erde sein Blut trank, da dachte er wohl an Weib und Kind, aber auch an Kaiser Karl, und wußte, daß sein Sterben nicht umsonst sei. Da dann die Nacht sich über seine Augen senkte, und sein Weib und sein Kind durch seine Fieberträume gingen, da kam vom Himmel eine blonde Frau in lichten Waffen, die legte ihre kühle Hand auf Peters Stirne und führte seine Seele in die Heimat.

Belgische Soldaten.

Bericht eines Korrespondenten über ihre trostlose Verfassung.

In der letzten Hälfte des Oktober schrieb ein Korrespondent aus Sluis an der belgisch-holländischen Grenze über die belgischen Soldaten:

Stunde um Stunde kommen den Weg am Kanal von Brügge entlang belgische Soldaten in Sluis an, die desertierten. Heute traf ich einen Trupp eine Stunde von Sluis auf dem Kanalweg, und ich ging mit ihnen zurück. Sie sprachen nicht gern. Man zeigte ihnen das Schild, das die holländische Grenze anzeigt. Sie zuckten nur die Achseln. In Sluis kam ein holländischer Hauptmann auf sie zu. Er wechselte einige Worte mit ihnen. Dann fragte er: „Es steht Euch frei: wollt Ihr nach Belgien zurück oder in Holland bleiben?" Einer sagte verschmitzt zum andern: „Was meinst Du, Arthur?" Der meinte nur: „No, man könnte sich's überlegen." Der andere: „Was, wir bleiben denn?" Arthur: „Auch gut! Einverstanden..." Sie taten also den Holländern die Ehre an und marschierten zur Wache.

Das ist ohne Ausnahme die Stimmung der belgischen Soldaten. In den drei Tagen, die ich hier bin, sprach ich mit Dutzenden von ihnen. Sie hatten alle Antwerpen mitgemacht, waren der Umzingelung entgangen, nach Brügge gekommen und statt weiter auf das nahe Ostende zuzugehen, wandten sie sich nach Holland. Es waren Gebildete und Arbeiter, gesund und gut ausgerüstet, aber mit den Schrecken der letzten Ereignisse gezeichnet. Sie waren alle ganz restlos entmutigt, im Zustand der höchsten Demoralisation. Aus ihren Erzählungen ging hervor, daß sie, nach belgischer Art, den Krieg als eine Sache von ein paar Augenblicken von Feuer und Brutalität begonnen hatten. Sie waren erstaunt, daß nicht mit Knallerbsen, sondern mit Eifer und Tod von den Deutschen geschossen wurde. Sie warfen tatsächlich den Deutschen ihre mächtigen Artilleriemittel als unerlaubte Barbarei vor. Die Schrapnells fürchteten sie nicht. Sie gingen fast alle, so sagten die Belgier, zu hoch los und täten nicht viel. Aber wenn sie auf die Granaten und die Maschinengewehre zu sprechen kamen, dann spürte man die Schauer, die sie überliefen. „Vollkommen unmöglich zu widerstehen!" sagten sie. „Eine Granate zerstörte oft ein Geschütz und dreißig Mann. Was konnten wir mit unseren wertlosen, rasch verschossenen Geschützen dagegen tun? Und dann haben die Deutschen eine schlaue Taktik. Durch einen kühnen Angriff locken sie uns zum Gegenangriff. Auf einmal schreit eine Pfeife, sie fliegen zurück, wie Puppen im Kasperltheater in ihre Schützengräben, und im selben Augenblick streichen die entsetzlichen Maschinengewehre durch unsere nackten Reihen. Einer fällt über den andern. Nichts zu machen! Das ist kein Krieg mehr..." Es ist für eine spätere Einschätzung der den Krieg begleitenden Umstände, Stimmungen und Ereignisse wertvoll, zu wissen, daß die Unwiderstehlichkeit, die Wucht, kurzum die unerwartete Technik der deutschen Geschütze in Heer und Volk Belgiens als unerlaubte Grausamkeit gelten. Diese kindliche Auffassung zusammen mit dem englischen Hetzsystem ist Schuld an der kopflosen, unerhört jammervollen und überflüssigen Auswanderung, deren Zeuge ich jetzt bin.

Die Soldaten sprachen auch sehr schlecht von ihren Offizieren und versuchten deren Wertlosigkeit mit Belegen zu beweisen. Einer erzählte z. B., vor einem Angriff sei ihr Offizier fortwährend mit einem Revolver in der Hand fuchtelnd hin und her gelaufen und als er sich schließlich selber eine Kugel ins Bein schoß, habe er weinend gesagt: „Verzeihen Sie mir diese Tat eines Augenblicks von übergroßer Erregung!" Eine Abteilung mit einem Maschinengewehr habe an einer Brücke eine ganze deutsche Kompagnie zurückgehalten. Doch einer fiel nach dem andern. Als er sah, daß nichts zu machen war, lud er das Maschinengewehr auf den Rücken und floh damit in seinen Truppenteil zurück. Da sei ein General auf ihn zugestürzt und habe ihm „Feigling" zugebrüllt. Alle Soldaten sagten: „Wir machen nicht mehr mit!" Es ist natürlich möglich, daß die Soldaten die Schuld des allgemeinen Versagens aus der Gemeinschaft heraus auf etwas einzelnes, also auf die Offiziere, legen, was ja überhaupt französische Sitte wäre. Vorläufig kann man das nicht kontrollieren. Im großen ganzen dürfte der geistige Zustand auch des Heeres, dem es gelang, von Ostende per Schiff nach Dünkirchen zu entkommen, derselbe sein wie der der Scharen, denen es gelang, zu desertieren. Die Angaben über die Größe der bleibenden belgischen Truppenteile schwanken zwischen 60,000 und 100,000. Danach hätte die Einnahme Antwerpens wenigstens 50,000 Mann an Toten und Gefangenen gebracht.

Forellen werden aus Neufundland in Fässern ausgeführt.